

Über religiöse Erziehung

Autor(en): **Schohaus, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **52 (1965)**

Heft 22

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-537674>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Über religiöse Erziehung*

Von Dr. W. Schohaus, Zürich

1. Religion und Gemeinschaft

Religion ist *Privatsache*. Sie ist Inhalt unseres persönlichsten, intimsten Erlebens. Sie erträgt keine Bevormundung, keinen Zwang, keine Aufdringlichkeit und keine Gleichmacherei. Den Weg zum Heil kann kein anderer für uns gehen. Es ist unser ganz individuelles Schicksal, ob wir die Ruhe in Gott zu finden vermögen.

Religion ist aber nichtsdestoweniger *Gemeinschaftssache*. Das war sie bei allen Völkern und zu allen Zeiten. Alles religiöse Leben drängt zur Mitteilung. Der religiös Ergriffene kann nicht schweigen. Im Kultus der Gemeinde aber steigert sich das religiöse Gefühl des Einzelnen, und es wird auch der religiös weniger begabte Mensch durch die gemeinsame Welle der Herzenerhebung erfaßt. In Zeiten des Niedergangs der großen Kirchen blühen die Sekten auf.

Die *christliche* Religion ist aber noch in einem ganz besonderen Sinne Gemeinschaftssache: Die Lehre Christi hat nicht nur ein neues Verhältnis des Menschen zu Gott, sondern auch ein neues Verhältnis der Menschen untereinander begründet. Nach dem Evangelium Jesu kann es keine wahre Gotteskindschaft geben ohne menschliches Brüderum.

Man kann in unserer Zeit von Menschen, welche dem sonntäglichen Gottesdienst fernbleiben, etwa den Ausspruch hören: «Ich gehe am Sonntagmorgen lieber in die Natur hinaus als in eine dumpfe Kirche, um hier eine mittelmäßige Predigt anzuhören; in Wald und Feld und Flur finde ich viel leichter Andacht und Erbauung.» Das ist in der Regel das etwas wichtigtuerische Gerede von Individualisten, denen eine tiefere religiöse Erlebnisfähigkeit abgeht. Sie verwech-

seln bestenfalls eine romantisch-pantheistische Stimmung mit religiöser Ergriffenheit. – Gewiß, Gott offenbart sich auch in der «Natur», und es gibt Menschen, die gerade dieser Offenbarungsform weit offen stehen. Aber das nach der Verbindung mit dem Ewigen hungernde Gemüt will Gott nicht nur spüren – es will ihm *dienen*. Es will Kultus, das heißt eben Gottesdienst. Es sehnt sich nach einem konzentrierten und aktiven Ausdruck seiner Ergebenheit. Es will knien und opfern, beten und singen. Das alles aber erfordert die Teilhabe an der Herzenerhebung einer religiösen Gemeinschaft.

Keine Naturbetrachtung und wohl auch keine Andacht im stillen Kämmerlein kann die gott-erfüllte Stimmung erzeugen, die als religiöses Gemeinschaftserlebnis zum Beispiel im Gesang bestimmter Kirchenlieder zum Ausdruck kommt. *Der Weg der Gemeinschaft mit Gott führt durch die menschliche Gemeinschaft hindurch.* Das hat in der ganzen pädagogischen Literatur niemand klarer dargestellt als *Heinrich Pestalozzi*. Die Hinleitung des Kindes zur Gottesverehrung nennt er den «Schlußstein meines ganzen Systems». Der Mensch soll zum Vatergott in ein Kindesverhältnis kommen. Das Lehren von Glaubenssätzen kann aber nie zu diesem Ziele führen. Das Kind muß in seiner nächsten Umgebung, das heißt im Elternhause, fühlen und verstehen lernen, was Liebe, was Vertrauen, was Dankbarkeit ist. Nur durch das Medium des Menschlichen hindurch kann das Kind auf das Göttliche hingelenkt werden. Pestalozzi sagt dies so: «Das sehe ich bald, die Gefühle der Liebe, des Vertrauens, des Dankes und die Fertigkeiten des Gehorsams müssen in mir entwickelt sein, ehe ich sie auf Gott anwenden kann. Ich muß Menschen lieben, ich muß Menschen trauen, ich muß Menschen danken, ich muß Menschen gehorsamen, ehe ich mich dahin erheben kann, Gott zu lieben, Gott zu danken, Gott zu vertrauen und Gott zu gehorsamen: denn, wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie will er

* Aus: «Im Dienste der Gesundheit». Zeitschrift der Basler Lebens-Versicherungs-Gesellschaft, 32. Jg., Nr. 4, S. 5 ff. Mit freundlicher Druckerlaubnis der Basler-Leben.

seinen Vater im Himmel lieben, den er nicht sieht?»

Im besonderen ist es – nach Pestalozzi – das Verhältnis des Kindes zur *Mutter*, aus dem dann später die rechte Gottesverehrung aufkeimt. Das «Heiligtum der Wohnstube» formt alle die Gefühlseinstellungen vor, die später eine echte Frömmigkeit ausmachen. Daß die Religiosität vorwiegend eine Sache des Gefühls und nicht des Verstandes (oder eines bestimmten Wortbekenntnisses) sei, das betont Pestalozzi immer wieder: «Ich glaubte an meine Mutter, ihr Herz zeigte mir Gott; Gott ist der Gott meiner Mutter, er ist der Gott meines Herzens, er ist der Gott ihres Herzens; ich kenne keinen andern Gott, der Gott meines Hirns ist ein Hirnspinne . . . , er ist ein Götze, ich verderbe mich in seiner Anbetung; der Gott meines Herzens ist mein Gott, ich veredle mich in seiner Liebe.»

So haben die Erzieher, und vornehmlich die Mütter, das unvergleichlich hohe Amt, für die kleineren Kinder Gottes Stellvertreter zu sein. Je mehr aber die «Selbstkraft» im Kinde wächst, desto mehr muß der Erzieher aus dieser autoritativen Stellung heraustreten, um ihm den Weg zu seinem Gotte freizumachen, denn es wird ja nun fähiger, zu Gott in eine unmittelbare Beziehung zu treten. Dazu sagt Pestalozzi: «. . . sie (die Mutter) drückt ihr Geliebtes fester als je an ihr Herz und sagt mit einer Stimme, die es noch nie hörte: Kind! es ist ein *Gott*, dessen du bedarfst, wenn du meiner nicht mehr bedarfst . . . Die Gefühle der Liebe, des Dankes, des Vertrauens, die sich an ihrer Brust entfaltet hatten, erweitern sich und umfassen von nun an Gott wie den Vater, Gott wie die Mutter.» So tritt die absolute göttliche Autorität an die Stelle der nur menschlichen. Der Erzieher aber soll diese Ablösung und Umstellung bewußt und selbstverleugnend fördern.

So sahen wir: Durch das Medium der Gemeinschaft im engsten Kreise (das heißt eben in der Familie) wächst das Kind in die Gottesgemeinschaft hinein. Die Familie erfüllt diese frömmigkeitsbildende Funktion um so vollkommener, je stärker sie von echtem Glaubensgeist durchdrungen ist. Auf zwei geistige Elemente kommt es dabei vor allem an: auf Ehrfurcht und rechte Liebe.

Ehrfurcht bedeutet Anerkennung des Überlegenen. Sie bedeutet Respekt vor allem Ewigen, auch gegenüber allen irdischen Formen, in de-

nen es in Erscheinung tritt. Ehrfurcht ist nichts anderes als der Ausdruck des Respektes vor Gott, welcher die tiefe Achtung vor Gottes Schöpfung mit einschließt. – Ehrfurcht sollte das Familienleben beherrschen als Achtung der Eltern vor den Kindern und vor sich selbst, – als Achtung der Kinder gegenüber den Eltern, untereinander und vor sich selbst und als tiefer Respekt aller gegenüber dem durch Gott geheiligten Geist der Gemeinschaft.

Die *rechte Liebe* des Erziehers offenbart sich in seiner Fähigkeit, die Kinder dankbar so hinzunehmen, wie Gott sie geschaffen hat, – mit all ihren Vorzügen und Mängeln. Eltern, die von dieser wahrhaft frommen Liebesfähigkeit erfüllt sind, werden sich deshalb nicht weniger bemühen, ihre Kinder sittlich zu fördern. Aber sie werden es nicht an jener Toleranz fehlen lassen, welche in dem demütigen Bewußtsein wurzelt, daß die Änderung der Wirklichkeit letzten Endes nicht innerhalb menschlicher Kompetenz liegt. Und so werden sie es einem Kinde niemals übelnehmen, daß es eben das Schicksal hat, in seiner Weise unvollkommen zu sein; sie werden darüber nicht einmal trauern, weil sie wissen, daß die Kinder nicht so sein können, wie wir es wünschen, sondern so sein müssen, wie sie geschaffen wurden. Das ist auf Gottergebenheit gegründete wahre Erzieherliebe. In der Atmosphäre solcher Elternliebe kann die Frömmigkeit der Kinder ungehemmt gedeihen, weil sie sich in der Güte des Schöpfers anerkannt und geborgen fühlen.

Solcher Geist der Ehrfurcht und der frommen Duldung bildet die Voraussetzung dafür, daß die *religiösen Hausgebräuche* sich natürlich in den Lebensstil der Familie einfügen und demgemäß auch die Kinder in ihren Bann zu ziehen und seelisch zu formen vermögen. Ist diese Voraussetzung erfüllt, dann verliert die Frage, ob man im Schoße der Familie religiöse Gebräuche pflegen soll, jede grundsätzliche Bedeutung. Hausandachten, Vorlesen aus der Bibel, gemeinsames Beten und Singen, – all das vermag dann ganz natürlicher Ausdruck des Verbundenseins in Gott zu sein. Es kommt nur darauf an, ob man zu solchem Tun den eindeutigen Willen und die nötige Besinnlichkeit aufbringt.

Nun gibt es freilich Väter und Mütter, die häusliche Besinnungstunden aus echter Sehnsucht nach einer religiösen Orientierung des Familienlebens einführen möchten. Sie finden aber den

Mut nicht dazu. Sie kommen über eine lähmende Befangenheit nicht hinweg. Es fehlt ihnen vor allem am rechten Selbstvertrauen; sie leiden am Bewußtsein der mangelhaften eigenen Glaubensfestigkeit und getrauen sich deshalb nicht, in ihrer Familie laut zu beten, heilige Texte vorzulesen oder gar in Betrachtungen dem persönlichen religiösen Innenleben Ausdruck zu geben. (Das ist ja auch in der Familie viel schwieriger als vor fremden Menschen, weil im intimsten Kreise jeder unechte Unterton mit Sicherheit registriert wird.) Und so verzichtet man dann leicht auf diese häusliche Glaubenspflege.

Das ist schade. Man sollte all diesen Gutwilligen, aber Zaghaften dies zum Bewußtsein bringen: Das rechte Verhältnis zu Gott ist nicht etwas, das man ein für alle Male <hat>. Gott nahe zu kommen ist für uns Menschen eine ewige Aufgabe. Auch der frömmste Mensch ist nur mit einem Teil seines Wesens auf Gott gerichtet; ein anderer Teil strebt auch bei ihm stets von Gott weg. Diese Wahrheit ist im Neuen Testament mit schönster Klarheit in den Worten jenes Vaters ausgedrückt, der um das Leben seines Sohnes bangt: «Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben» (Mk 9, 24).

Die Frage, ob die religiösen Hausbräuche den selischen Bedürfnissen der *Kinder* entsprechen, ist grundsätzlich zu bejahen: Das normale Kind hat ein natürliches religiöses Ahnungsvermögen. Es hat einen ausgesprochenen Sinn für das Symbolhafte und das Kultische. Es ist ebensogut der Andacht fähig wie der Erwachsene, und es hat ebensosehr wie er Verständnis für die *Gebärden* der Frömmigkeit.

Freilich gibt es Leute, die sich später nur ungern, zum Teil sogar mit Widerwillen an solche häusliche Gepflogenheiten erinnern. Das liegt aber durchaus nicht an der Sache selbst, sondern an der unrichtigen Art ihrer Durchführung: Diese Besinnungsstunden sollten frei bleiben von jedem Einschlag von Muckertum und Fanatismus. Vor allem aber muß man mit diesen Übungen Maß halten; jede Überbetriebsamkeit führt bei den Kindern zu Übersättigung und innerer Abkehr. Wichtig scheint mir vor allem der Grundsatz zu sein, daß diese gemeinsamen Erbauungen für alle Hausgenossen und selbstverständlich auch für die Kinder völlig freiwillig sein müssen. Man soll niemals einen Menschen zu Gott hinstoßen oder hinschleppen wollen.

Es ist nicht immer leicht, bei dieser häuslichen

Frömmigkeitspflege die *natürliche Schamhaftigkeit* des Kindes gebührend zu schonen. Ich erinnere mich sehr lebhaft, wie peinlich es mir als Kind war, Erwachsene mit milder Stimme vom <Heiland>, von den <lieben Engelein> usw. reden zu hören. Da stimmte etwas nicht. Besonders scheu war ich in der Kundgabe eigener religiöser Gefühle. Unbefangen beten konnte ich nur allein mit der Mutter; schon mit dem Vater wäre es mir eine Qual gewesen. Einmal stellte ein erwachsener Gast recht unvermittelt die Frage an mich: «Hast du eigentlich den Heiland lieb?» Ich war wie vor den Kopf geschlagen, und heute noch gehört diese Episode zu den peinlichsten Erinnerungen aus meiner Jugend.

Das entspricht wohl durchaus der natürlichen Reaktion eines Kindes. In der Jugend empfindet man eine elementare Abneigung, seine intimeren Gefühle zu zeigen. Man redet als Kind ja auch nicht von seinen Angstträumen, von seinen geheimen Wünschen, von seinen Verliebtheiten und von seinen tieferen Idealen. Diese Scheu der Preisgabe des Persönlichsten besteht auch hinsichtlich der religiösen Gefühle; das Kind ist der Profanierung dessen, was ihm heilig ist, durchaus abhold. – Die Erwachsenen aber sollten diese Scheu der Kinder taktvoll respektieren. Sie sollten ihm nie durch eigene seelische Entblöbungen ein Ärgernis geben, – noch viel weniger aber das Kind selbst zu irgendwelchen Gefühlsindiskretionen veranlassen. Das heißt mit andern Worten: Die gemeinsamen Erbauungen sollten von einer sauberen Sachlichkeit geprägt sein. Nicht die Subjektivität unserer Gefühle sollte dabei im Vordergrund stehen, sondern die Objektivität Gottes.

Natürlich muß man damit rechnen, daß die jungen Leute sich im *Pubertätsalter* diesen häuslichen Erbauungen entziehen. Das liegt in den psychologischen Gegebenheiten dieser Lebensphase begründet. Die Jugendlichen sind in diesem Alter verschlossener, in sich gekehrter als früher. Sie sind stark mit sich selbst beschäftigt. Sie geraten mit der älteren Generation, und besonders mit den Eltern, in mannigfaltige Konflikte hinein. Sie rebellieren innerlich mehr oder weniger gegen sämtliche Autoritäten und sind von einem starken Selbständigkeitsdrang erfüllt. All dies entfremdet sie dem religiösen Hausgeist. Nehmen wir diesen Wandel als ein entwicklungsnotwendiges Stadium gelassen hin. Es bleibt ja die Hoffnung, daß sich der junge

Mensch am Ende seiner Gärungszeit zum Gemeinschaftsgeiste seines Elternhauses zurückfindet.

Wir sahen, wie durch die Gemeinschaft mit Menschen ein Weg zu Gott bereitet wird. Die Gemeinschaft mit Gott aber führt immer wieder zurück zu den Menschen. So schließt sich der Kreis. – Es gibt kein stärkeres Band unter den Menschen als gemeinsamer Glaube. Das zeigt sich besonders deutlich immer wieder in Zeiten der kulturellen Auflockerung und des Zerfalls. Das stärkste menschliche Brudertum wird nicht durch Kunst, nicht durch Wissenschaft, nicht durch Technik, nicht durch Sitte geschaffen, auch nicht durch die Gleichheit des wirtschaftlichen Schicksals, des politischen Bekenntnisses oder der Rasse. Im gemeinsamen Streben nach Erlösung aus der Daseinsangst liegt das Beste, das zuverlässigste Verteidigungsmittel der Menschen. Der tragfähigste Gemeinschaftsgrund ist die Religion.

2. Das Kind und das Gebet

Soll man die Kinder beten lehren? Es gibt auch unter den Erziehern, welchen die religiöse Erziehung ein echtes Anliegen ist, solche, welche die Anleitung zum Gebet für kleinere Kinder (etwa bis zum 8. oder 9. Lebensjahre) ablehnen. Es ist immer wieder dasselbe Argument, das zugunsten dieses Standpunktes ins Feld geführt wird: «Beten geschieht in Worten. Diese Worte aber kann das kleinere Kind noch nicht recht verstehen. Es wird daher zu einem gedankenlosen Tun angehalten. Das Beten wird so zum Plappern herabgewürdigt.»

Ist diese Gedankenfolge stichhaltig? Es war im 18. Jahrhundert, als diese Denkart aufkam, ein Bestandteil der Aufklärungsphilosophie. J.-J. Rousseau hat als Pionier dieser rationalistischen Weltanschauung sogar gefordert, daß dem jungen Menschen bis zu seinem 15. Lebensjahre keinerlei religiöse Unterweisung zuteil werden sollte. Erst mit diesem Alter beginne die Fähigkeit zur vernunftmäßig-kritischen Auffassung religiöser Lehren. Jede frühere Vermittlung religiöser Anschauungen und Begriffe bedeute deshalb eine autoritative Vergewaltigung der kindlichen Seele.

Die Meinung, daß das Erfassen religiöser Wahrheiten wesentlich eine Sache des Verstandes sei, hat sich vielfach über das Aufklärungszeitalter hinaus erhalten; sie hat in der zweiten Hälfte

des 19. Jahrhunderts neuerdings an Boden gewonnen und macht sich auch heute noch als intellektualistische Trübung religiöser Seelenhaltung bei unzähligen Menschen bemerkbar.

Angesichts dieser Tatsache ist es auch in unserer Zeit immer wieder notwendig, daß man sich auf das wahre Wesen der Religion besinnt:

Religion ist das Gerichtetsein des Menschen auf Gott. Sie ist zugleich das Fundament unserer gesamten Einstellung zur Welt und zum Leben. – Religion ist ihrem Wesen nach immer Angelegenheit des ahnenden Gemütes, das Gefühl für das Eine und Ganze. Das Vorstellbare, das Begriffliche, das in Worte Faßbare ist immer nur Zutat. Es sind stammelnde Versuche, dem großen Erleben Ausdruck zu geben.

Glaube im religiösen Sinne ist nicht wesentlich ein Fürwahrhalten bestimmter Lehren, das heißt bestimmter Behauptungen über Geschehnisse und Beziehungen. Glaube ist eine Hingabe unserer Person; er ist das Aufgeben unserer individuellen Interessen zugunsten des Aufgehens in Gott.

Und *Frömmigkeit* ist die ergriffene Hingabe an das Ewige. Sie schließt in sich die demütige Bejahung des Schicksals, das ja den «Willen» des Ewigen ausdrückt.

Religion ist somit durchaus nur sekundär Sache des Verstandes. Sie kann nicht «gelehrt» werden wie etwa Geschichte oder Geometrie. Wohl kann man sie ein Stück weit in die Sphäre des Begrifflichen ziehen. Man kann über Angelegenheiten der Religion reden, man kann Urteile darüber bilden und Lehrsysteme aufstellen. Aber man ist damit so weit vom Wesen der Religion entfernt, wie man vom wirklichen Kunsterleben entfernt ist, wenn man etwa ein Gemälde nach seiner gegenständlichen Darstellung analysiert. (Man vergleiche hierzu das im ersten Teil dieses Aufsatzes angeführte Bekenntnis Pestalozzis: «... Gott meines Hirns ist ein Hirngespinnst...»)

So ist auch das *Beten* keine verstandesmäßige Handlung. Beten ist eine Gebärde der Hingabe. Beten ist Meditation, ein Eintauchen in den Einheitsgrund alles Seins.

Zumeist geschieht das Beten nun zwar in Worten. Aber der begriffliche Gehalt dieser Worte ist von ganz untergeordneter Bedeutung. Gebetsworte sind lediglich Symbole für das im Grunde Denkungtaugliche und Unaussprechbare.

Und darum ist zwischen dem Beten des Kindes und dem Beten des Erwachsenen gar kein we-

sentlicher Unterschied. Was sich der Erwachsene bei seinen Gebetsworten <denkt>, ist im Hinblick auf seine wahre Andacht belanglos. Das naivste Gebetsprüchlein aus der Kindheit kann daher dem gelehrtesten Menschen zur Erreichung der Gebetsversenkung genügen. Der rechte Beter ist immer ein Kind, insofern, als er unter Ausschaltung des eitlen Verstandes vor Gott hinzutreten vermag.

So können wir denn die Kinder getrost beten lehren! Es kommt ja nicht auf den Denkinhalt der Worte an. Das Gebet bringt dem Kinde denselben Segen wie dem Erwachsenen: Es bringt ihm Beruhigung, Trost, Bannung der tiefen Ängste und ein seliges Gefühl des Geborgenseins. Schon vom dritten Lebensjahre an haben die Kinder Sinn für das Heilige, und demgemäß stehen sie dem Gebetserlebnis offen.

Man befürchtet etwa, das Beten der Kinder könnte zu einer äußerlichen Gewohnheit werden. Wohl ist ein Beten aus Gewohnheit weniger wert als ein Beten aus spontanem Bedürfnis. Ein Gewohnheitsgebet ist aber immer noch eine Gebärde der Hinwendung zum Ewigen, wenn auch eine schwache Gebärde. Solches Beten erhält einen Zustand, der jederzeit der Vertiefung fähig ist. Deshalb sollten wir versuchen, unsere Kinder ans Gebet zu *gewöhnen*.

Noch dies: Man soll sich hüten, von den Kindern das Beten wie die Erfüllung einer sittlichen Pflicht zu fordern. Darin liegt eine bedenkliche Vermoralisierung des Gebetes. Beten ist nicht eine Angelegenheit des moralischen Lebens; es ist vielmehr ein Ausdruck der Frömmigkeit. Der Mensch muß nicht beten, er *darf* beten. – Wir sollen deshalb nie zu einem Kinde sagen: «Du bist brav, wenn du betest.» Wohl aber dürfen wir etwa sagen: «Der liebe Gott freut sich, wenn man ihn lieb hat und wenn man sich an ihn wendet», oder «Dein Herz wird leichter werden, wenn du betest». – Es trägt wohl nichts so sehr dazu bei, den Kindern das Beten überdrüssig zu machen, als eben die sehr verbreitete Gewohnheit, ihm Pflichtcharakter beizulegen. Beten können ist letzten Endes Gnade, so wie Glauben können Gnade ist.

Der eigentliche Gehalt des echten Gebetes liegt immer darin, daß es eine Gebärde der Hingabe, des Vertrauens und der Demut ist. Auch das *Bittgebet* kann im Grunde nur den Sinn haben, daß wir in ihm zum Ausdruck bringen, daß wir uns in allen Dingen von Gott abhängig wissen

und daß wir diese Abhängigkeit demütig bejahen und uns in ihr geborgen wissen. «Werfet alle eure Sorge auf ihn.» Wo das Bittgebet getan wird, um irgendeinen Vorteil von Gott zu erreichen, da ist es im Grunde unreligiös, da ist die religiöse Haltung <verzweckt>. Die Gefahr solcher selbstüchtiger Gebetsentstellung liegt aber schon bei den Kindern nahe. Neben dem Bittgebet sollte deshalb mit den Kindern viel mehr, als es allgemein geschieht, das *Dank- und Lobgebet* gepflegt werden. Solches Beten bleibt viel leichter ein ungetrübter Ausdruck reiner Frömmigkeit.

Volksschule

Wir und die Fremden

Das Zusammenleben mit den Gastarbeitern
Elisabeth Schnyder, Solothurn

Zum <Tag der Menschenrechte> der UNO am 10. Dezember 1965 hat die Verfasserin diese Arbeit geschrieben, um den Lehrkräften unserer Schulen einige Hinweise und Anregungen zu geben, das Problem der ausländischen Arbeitnehmer in unserem Land in ihren Schulstuben zu behandeln. Der Artikel wurde uns von der Nationalen Schweizerischen Unesco-Kommission zur Verfügung gestellt.

Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geiste der Brüderlichkeit begegnen. (Allgemeine Erklärung der Menschenrechte, Artikel 1.)

Jeder von uns ist verpflichtet, rings um sich so viel wie möglich die Beziehungen von Mensch zu Mensch zu vervielfältigen und eben dadurch so aktiv wie möglich gegen die Art fressender Anonymität zu kämpfen, die rings um uns wie ein krebsbefallenes Gewebe wuchert. Diese Beziehungen von Mensch zu Mensch sind aber nichts anderes als das, was man stets die Brüderlichkeit genannt hat. (Gabriel Marcel: <Die Erniedrigung des Menschen>.)

Die Abwehr des Fremden und die Furcht vor dem Ungewohnten gehören zu den ursprüng-